

Förderkolleg

Interdisziplinarität – Römisch

Die interdisziplinäre Zusammensetzung des Förderkollegs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (derzeit: Physik, Biologie, Medizin, Literaturwissenschaft, Neurowissenschaft, Recht, Theaterwissenschaft) gibt Anlass genug, über die Kategorie „Interdisziplinarität“ nachzudenken.

VON CORNELIA WILD

IM UNTERSCHIED zu den gängigen Thesen, die Interdisziplinarität als übergeordnetes Forschungsziel betrachten, lohnt es sich, Interdisziplinarität *in* der Disziplin aufzusuchen: Jede Disziplin ist in sich selbst interdisziplinär.

1. Interdisziplinarität gegenwärtig

Die Forderung nach Interdisziplinarität steht hoch im Kurs: Der Vorsitzende des Wissenschaftsrats Wolfgang Marquardt hat kürzlich Interdisziplinarität erneut als eines der wichtigsten Ziele benannt. Im Fall des BAdW-Förderkollegs erfordert die disziplinäre Vielfalt eine Reflexion über Interdisziplinarität. Wie sollen beispielsweise die vom Kolleg veranstalteten Workshops konzipiert werden? Dabei wird der interdisziplinäre Anspruch mit der Frage nach Fachlichkeit verhandelt: offen für Fachfremde (d. h. „verständlich“) oder doch lieber fachbetont (d. h. folglich „unverständlich“) – dies ist die stets neu auszuhandelnde Spannung.

Interdisziplinarität bringt immer auch die Geltungsansprüche des eigenen Fachs ins Spiel. Man könnte sie als „Reparaturveranstaltung“ (Mittelstraß 1998, S. 34; s. Literatur am Ende des Beitrags) bezeichnen, die versucht, die alte Idee von der Einheit der Wissenschaft wiederherzustellen. Sie wäre damit als Symptom der zunehmenden Partikularisierung der Disziplinen anzusehen, mit dem neuen wie alten Ziel, den Geltungsansprüchen des Fachs gerecht werden zu müssen.

Damit wäre sie im Wesentlichen restaurativ, d. h. mittels Interdisziplinarität – trotz oder wegen ihres impliziten Versprechens von Erneuerung – könnte sich das Fach seiner selbst vergewissern bzw. seine Einheit wiederhergestellt werden.



Verwaltung von Übertragungen durch den Transfer von einer Handschrift auf die andere. Das Bild zeigt Dante Alighieri in einem Fresko von Luca Signorelli in der Capella di San Brizio (Orvieto).

Dieser restaurativen Tendenz stellt Mittelstraß die Möglichkeit von Interdisziplinarität als Transdisziplinarität entgegen (Mittelstraß 1998, S. 44). Transdisziplinarität bedeutet die *Überwindung* der Disziplin, um über die Disziplin hinaus Forschungsfragen stellen zu können. Während die Disziplin als institutionelle Organisationsform weiterhin bestehen bleibt, sollen Fragestellungen transdisziplinär orientiert sein. Der Gewinn von Interdisziplinarität könnte damit in der Eroberung eines nicht-disziplinären Feldes für wissenschaftliche Forschung bestehen. Auch dieser Vorstellung liegt die Idee einer historisch bedingten, disziplinären Einheit zu Grunde, die im *transitus* der Disziplinen überwunden werden soll.

Ich möchte im Folgenden genau umgekehrt die Disziplin mit der historischen Vielstimmigkeit des Fachs begründen und damit Interdisziplinarität weder transdisziplinär noch restaurativ bestimmen. Das lässt sich am besten am Beispiel der Romanistik und ihrer historischen Bedingungen tun. Die Folgerung, die sich daraus für die Interdisziplinarität ergibt, ist eine der Disziplin immanente *Interdisziplinarität*, die der disziplinären Ordnung vorausgeht. Interdisziplinarität dient damit weder der Selbstvergewisserung noch der Überwindung der Disziplinarität, sondern einem Überdenken der interdisziplinären Bedingungen des Faches, was, wie behauptet wird, für das Gelingen moderner Interdisziplinaritätsansprüche die entscheidende Voraussetzung ist. Gerade die Literatur, deren (wissenschafts-)politische Dimension so gut wie nicht geschätzt wird, kann hierbei ein Modell liefern, wie Interdisziplinarität denkbar ist.

2. Interdisziplinarität als *translatio romae*

Romanistik ist *translatio romae*. Diese Vorstellung hat der Romanist Ernst Robert Curtius mit der Behauptung einer Kontinuität der Literatur von griechischer bzw. lateinischer Antike durch das Mittelalter hindurch bis in die Moderne deutlich gemacht. Dieser Auffassung zu Grunde liegt eine Idee des Europäischen, nach der Europa im römischen Bürgerrecht gründet: „Man ist Europäer, wenn man *civis Romanus* geworden ist“ (Curtius 1993, S. 22). Mit der Neukonzeption der Romania als *translatio romae* geht demnach die Entwicklung einer Idee Europas *avant la lettre* einher,

die auf der Idee der Übertragung (lat. *translatio*) beruht. Mittel dieser Übertragung sind Topoi (griech., lat. *loci communes*), d. h. feststehende Wendungen, die in der antiken Rhetorik der Ausarbeitung von (Gerichts-)Reden gedient haben. Die Vorstellung von Literatur als Transportmittel solcher Topoi garantiert das Erbe bzw. Nachleben der Antike in Europa. Die *translatio* der Gemeinplätze gründet dabei jedoch nicht in einer rein sprachlichen Übertragung, sondern auch einer ideengeschichtlichen, durch die Europa das Erbe Roms antreten kann.



Entgegen der Definition, die heute immer noch – ausgehend von den Sprachwissenschaften – für die Einheit „der Romanistik“ maßgeblich ist, ist diese nicht allein auf den romanischen bzw. lateinischen Sprachraum zurückzubeziehen. Die römische *translatio* folgt der Auffassung des mittelalterlichen Geschichtskonzepts von *translatio imperii et studii*, was die Übertragung der Herrschaft und der Kultur von einem Reich auf das andere meint. Insofern ist Romanistik als Erbin dieser *translatio* immer schon mehr als nur ein geographischer *Sprachraum* von Sprachen, die auf das Lateinische zurückgehen und die seit Dante als das so genannte *volgare* (Rede des Volkes) literaturfähig geworden sind. Wie Dantes „*De vulgari eloquentia*“ aus dem frühen 14. Jahrhundert lehrt, lässt sich die *Romania* zuerst als die Lehre der volkssprachlichen Rhetorik verstehen: „*vulgaris eloquentie doctrina*“ (Dante 2007, S. 2), für die der Sprachraum nur die nützliche

In den „*Grandes Chroniques de France*“ von Karl V. aus dem 14. Jahrhundert symbolisiert die Krönung die Vorstellung der *translatio studii et imperii*, d. h. die Übertragung von Kultur und politischer Macht von Rom nach Paris.

Veranschaulichung der neuen volkssprachlichen Rhetorik, einer neuen Sprachpolitik ist.

Dante schafft mit seinem Begriff der Volkssprache die Vorstellung von der Einheit der Sprache, dem *latium vulgare*, die sich von der Sprache der Römer abzusetzen hat. Allerdings schließt diese Spracheinheit Vielfalt keineswegs aus: Es handelt sich um eine Sprache, die zwar jeder italienischen Stadt eigen ist, ihr aber nicht gehört (Dante 2007, S. 59). Das Gründungsnarrativ setzt hier statt auf Eigenes auf Fremdes, statt auf Identität auf Differenz. Dante fasst diese neue Sprachform in Allegorien, deren Gemeinsamkeit das Exil ist. So zeigt er die Volkssprache als königliche Macht; sie verfügt aber über keinen Königshof. Sie ist *pater familias* (Dante 2007, S. 61), verfügt aber über kein Haus. Sie ist christlicher Pilger, der nicht im Himmelreich, sondern an den einfachsten Orten zu Hause ist (*in humilibus hospitatur asilis*). Dantes Sprachbegriff ist einer der Trennung, der die babylonische Sprachverwirrung – Verwandlung in „das Gebabbel“ (Siegert 2006, S. 18) – vorausgegangen ist. Die Volkssprache gründet nicht in einem imperialen Rom, sondern in einem abgeleiteten, das vom Sündenfall überschattet wird. Als Sprachfigur ruft sie die Darstellung der römischen Rhetorica als Königin und Kriegerin auf und wertet sie folgenreich um. Die Volkssprache ist buchstäblich Verkehrssprache: Sie besetzt nicht, sondern zirkuliert, sie schafft nicht Identität, sondern überträgt Differenz.

Dies sind die Voraussetzungen nicht nur für die Einheit Italiens (deren aktuelles Debakel zeigt, wie weit Italien sich von Dantes Gründungsnarrativ entfernt hat), sondern auch der „Romanischen Philologie“. Ihre viel spätere Gründung im 19. Jahrhundert legt den Übergang vom Latein zur Volkssprache zu Grunde (Gumbrecht 2002, S. 12), den Dante anders in den Blick genommen hatte.

3. Die Disziplin als Übertragungsagentur

Im Unterschied etwa zur Germanistik als deutscher „Nationalphilologie“ stand der Romanistik die Einheit der Nation nie zur Verfügung. Sie gründet in der Übertragung des römischen Rechts auf die Sprache, die in erster Linie die Sprache der Literaturen ist, weil diese die Umbesetzungen dieser Übertragung transportiert. Die *Romania* ist daher, was Curtius übersehen, gleichwohl angelegt hat, keine *renovatio romae* als Bewahrung und Restauration. Sie stellt keine Einheit her, die durch Rückversicherung das

Alte wiederherstellt. Vielmehr ermöglicht sie seit Dante die Verwaltung von Übertragungen. Als solche dient die *Romania* nicht zur Selbstversicherung oder Überwindung des Eigenen, sondern zum Transport des Fremden, Unvertrauten, Ungewohnten, Anderen. Von der Definition der *Romania* als geographischer Sprachraum und damit der Romanistik als Fremdsprachenphilologie führt diese Auffassung weg: Die Neuheit von Dantes Sprachkonzept besteht nicht in der Konstruktion eines einheitlichen Sprachraums, sondern darin, die Sprache als Medium der *translatio*, als Übertragung des Fremden verstanden zu haben. Genau hier beginnt die Idee des Interdisziplinären, und zwar ohne dabei Einheit zu restaurieren oder zu überwinden: als der Einheit – dem Fach, der Disziplin – eingeschriebene Differenz.

Was am Beispiel der Romanistik zu lernen wäre, ist, dass Disziplin als Übertragungsagentur funktionieren kann (Forschung und Lehre kommen hierin zusammen): als Übertragung von Wissen, das niemandem gehört. Roland Barthes hätte vielleicht, das romaneske Potential dieser Vorstellung betonend, von einem „phalanstère“ gesprochen (Barthes 2010, S. 19). Das zu erkennen, würde die Voraussetzung dafür schaffen, das Moment der Alterität der Disziplin als immer schon stattgefundenen Interdisziplinarität wahrzunehmen.

DIE AUTORIN

Dr. Cornelia Wild ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Romanische Philologie der LMU München und seit 2010 Stipendiatin und Sprecherin des Förderkollegs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Ihr Forschungsvorhaben trägt den Titel „Die Grenzen der Profanierung. Ästhetik, Theologie und Subjekt im 13. und 14. Jahrhundert“.

Literatur

- R. Barthes, An das Seminar, in: Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee, hrsg. v. Münchner Studentinnen und Studenten, Diaphanes, Zürich/Berlin 2010, S. 17–26.
- E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 11. Aufl., Francke Verlag, Tübingen/Basel 1993.
- Dante Alighieri, De vulgari eloquentia I / Über die Beredsamkeit in der Volkssprache, übers. v. Francis Cheneval, Meiner, Hamburg 2007.
- H. U. Gumbrecht, Vom Leben und Sterben der großen Romanisten: Karl Vossler, Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer, Erich Auerbach, Werner Krauss, Hanser Verlage, München 2002.
- J. Mittelstraß, Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität?, in: ders., Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1998, S. 29–48.
- B. Siegert, Ab-Ort Rom. Übertragung als Grund und Abgrund der Referenz, in: Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft, Bd. 30: römisch, hrsg. v. W. Seitter, C. Vismann, Diaphanes, Zürich/Berlin 2006, S. 11–18.